

## TOKYO SUBWAY DREAMS

Essay von Christian Schüle

Geschrieben für Michael Wolf's Fotobuch Tokyo Compression

Originalfassung in deutscher Sprache











Er da könnte einer verlorenen Liebe nachtrauern; sie dort könnte ihre Einsamkeit verteidigen gegen die Zumutungen der zufälligen Gemeinschaft; er könnte bemerken, dass er schon lange zu sterben begonnen hat und Tag für Tag die Reste seines Lebens zu Ende fährt.

Christian Schüle

## TOKIO SUBWAY DREAMS

*Untergrundmeditationen*

### I. Exzess und Wahnsinn

Nie kommen wir unserem Mitbürger ungewollt näher als im Untergrund. Der Untergrund ist ein Verschwörungsraum für die Exzesse des Menschlichen: die erzwungene Verdichtung von Angst, Trauer, Leid, Wahn und Wut. Im Herrschaftsbereich des unbeseelten Untergrunds stellt die suburbane Metro die ultimative Bewährungsprobe für den urbanen Zeitgenossen dar, in ihr offenbart sich der Verhängniszusammenhang seiner Ängste, Zwänge, Neurosen, Wünsche und Hoffnungen, dem er nicht entkommen kann. Durch die Schädel der Metroreisenden rasen alle Regungen: unmittelbare Anziehung, sofortige Abneigung, klaustrophobische Aggression, übersteigerte Lust, romantische Errettungs- und hysterisierte Fluchtfantasien; schließlich, vielleicht, die selbst ausgestellte Lizenz zum Töten im geschützten Raum des unhinterfragten Wahnsinns, in den hinein man sich täglich begibt, als sei die Hineingabe in den Untergrund eine Hingabe an den eigenen Abgrund.

Auf dem schmalen Grat des Wagenbodens stehend, der uns vom Abgrund trennt, spüren wir das Drama nicht mehr, dass sich im Gegenüber oder Nebenan abspielt, das Wüten der Seele, ein Wüten des Körpers. Es ist uns egal. Der Andere ist uns egal. Er ist uns gleich, im Sinne des Wortes egal, ein Gleicher unter Gleichen, die uns gleichermaßen nicht berühren, deren Schick-

sal wir für kurze Zeit leibhaftig bezeugen, ohne dass wir ihnen das Recht einräumten, unsere Solidarität oder Empathie einzufordern. Wir bemerken den Anderen als solchen nicht; im Augenwinkel ist er für uns vorhanden, präsent ist er nicht. Oder nehmen wir, im Souterrain der Rationalitäten, seine Präsenz doch wahr, spüren seine Emotion als die des Mitbürgers und sind gar verstört-verstummt über die Kraft dieser folgenlosen Intuition?

Er da könnte einer verlorenen Liebe nachtrauern; sie dort könnte ihre Einsamkeit verteidigen gegen die Zumutungen der zufälligen Gemeinschaft; er könnte bemerken, dass er schon lange zu sterben begonnen hat und Tag für Tag die Reste seines Lebens zu Ende fährt, bis dasselbe ihm entflucht, hinaus aus dem Untergrund, hinauf in den Äther des ewigen Nichts; sie könnte mit ihrer vermeintlichen Austauschbarkeit ringen, mit dem Verdacht, sie werde von nichts und niemandem gebraucht, Schleifen der Selbstentwertung aus Mangel an Anerkennung, jener Zuneigung, die nicht an Vorbedingungen, an Leistung, Tatkraft oder Gehorsam geknüpft ist.

Im höchst öffentlichen Raum des eigenen Abgrunds herrscht Gleichheit vor dem Wahnsinn: jeder ist ihm unterschiedslos ausgeliefert, es gibt keine Hierarchie des Befalls. Der Wahnsinn macht alle Metrofahrenden zur klassenlosen Vereinigung von Opfern der Umstände. Milieuzugehörigkeit, Schichtverwachsenheit und Klassenbewusstsein sind im Weltreich des Untergrunds eliminiert, Distinktionsangst, Exklusionsfurcht oder Demütigungsgefahr ausgeschlossen. Es herrschen – als Zuschreibungszwänge im Kampf um soziale Anerkennung sonst üblich – weder ästhetische Diktate noch Mode-Normen. Ein Kampf um soziale Anerkennung, der den Menschen seit jeher bekanntlich antreibt, findet im Untergrund nicht statt. Der Wahnsinn eint das Diverse zum homogenen Kollektiv, und wenn nicht der Wahnsinn selbst es tut, dann nimmt es die Strategie zu seiner Vermeidung auf sich. Das Abartige wird zum Normalen und somit zur Norm, an die sich jeder hält, um die Kontrolle aufrecht zu erhalten.

### *Subway Dream 1*

*Meine Augen, könnte die innere Stimme des Mannes soufflieren, sind die ganze Fahrt über geschlossen, weil ich mich der Welt verschließe. Weil ich mich der Welt verschließen darf. Weil ich es endlich kann. Ich klinge mich aus, ohne dass mein Ausgeklinktsein Konsequenzen hätte. Ich muss keine Rechenschaft ablegen, ich muss mein Ich nicht verantworten, hier kommt es auf mich nicht an, hier bin ich nicht Ich. Hier bin ich verschwunden. Sterbe ich hier, weiß niemand, wo ich ver-*

gehe. Unterhalb der Stadt, im lichtlosen Abgrund, ohne Himmel, ohne Hoffnung, fährt das Leben tagein tagaus fort und hinterlässt keine Spur. In der Isolation des Untergrunds stürbe man in der untersten Einheit, auf unwürdige Weise anonym.

Tiefer hinab als in die Eingeweide der Stadt geht es nicht. Man lässt mir meine Einsamkeit. Man lässt mir den Raum für Träume. Meine Träume sind das Einzige, was hier unten mir gehört. Ich entlasse meine geruchslosen, liebesverpesteten, absurden, gemeingefährlichen, abgründigen Träume in den Raum der Öffentlichkeit. Und die letzte Nacht passiert Revue.

Ich spüre die Angst vor dem Verlust. Die Frau, die ich zu lieben glaubte (und vielleicht nur begehrte), entzog sich meinem Begehren. Oder nein, war sie zugewandt und ich zu stumpf, zu müde, zu erschöpft, um die Codes ihrer Zuneigung zu dechiffrieren? Aber war nicht aufs neue diese Zögerlichkeit zu spüren, die, kaum nachzuprüfen, uns entfremdet? Begann gestern Nacht das Ende?

Ich weiß, dass es im Untergrund kein Netz gibt, ich warte auf kein Signal, auf keine sms, aber ich hoffe Station für Station, dass ihr Text eingetroffen ist, auf dem Display erscheint, mich entlastet vom Druck der Furcht, wenn ich aus der Tiefe nach oben, in die lichtvolle Hölle des Alltags zurückkehre. Ich summe die Klänge eines Liedes, das ich nicht kenne. Die Melodie nistet in meinem Hirn. Hier unten verkoppeln sich Melodie und Frau und Schmerz und Angst. Jeden Morgen lebe ich diesen Schmerz fortan durch. Ich schließe die Augen vor der Wirklichkeit, um mich einzulassen auf den Schmerz. Wer in meinen geschlossenen Augen lesen kann, wird die Grammatik des Schmerzes in meinem Gesicht entziffern. Er wird sehen, wie ich den Schmerz spüre, ohne zu wissen, durch welche Verknüpfungen er hervorgerufen ist. Ich bin sicher: Die Liebe ist fort, ihr Fortgehen ist nicht mehr aufzuhalten. Ich teile den Verlustschmerz mit der zufälligen Frau und dem zufälligen Mann neben mir, solange, bis sie aussteigen und sich die träge Masse im Waggon verschiebt und neu konstituiert, obwohl sie, die Frau, und er, der Mann, kein bisschen ahnen, was sie mit mir teilen und dass sie etwas mit mir teilen, nur weil sie sich gerade im Magnetfeld meines Schmerzes befinden. Es kostet mich unendlich Kraft, einen Kokon um mich zu spinnen, um mir einzubilden, kein Blick könne in mich dringen.

Der Zug hält. Ich berühre niemanden und gehe hinauf ins Licht.

## II. Einsamkeit und Masse

Die Gemeinschaft im Pferch des Untergrunds ist eine Leidensgemeinschaft Wartender. Das urbane Leben, oder zumindest sein Start und Ende, wird getaktet durch die Intervalle des



Wartens: der berechenbaren Abfolgen von Metrostationen und den Rhythmen der Halte und Fortfahrten. Der Takt von Warten und Fortgang formatiert das spätmoderne Leben wie es die Tempi von Verdichtung und Bedrängung tun. Die Metro ist das Metronom des metropolitanen Sklavendaseins. Die Zeitgenossen leiden aneinander und miteinander an den Umständen von Zeitnot und Fremdbestimmung, während sie die Dimension ihrer Stadt überlisten, indem sie dieselbe unterfahren. In der Metro gerät der urbane Mensch Sekunde für Sekunde in eine selbst gewählte Gemeinschaft ohne Gemeinsinn, in eine Zwangsgemeinschaft, die sich, ohne Chance zur Flucht, seiner Steuerung entsagt. Im Zuge der Fortfahrt wird die gewollte Mobilität unent-rinnbar. Im Untergrund macht sich der Mensch zu seinem eigenen Mittel: Er verliert den Nomos seiner Persönlichkeit im Anonymos der Masse. Wie immer er sich in seinem Leben bisher biografisch vermessen und entfaltet hat – in der Masse zählt diese Statik nichts mehr. Die Masse nichtet alles. Sie richtet den höchsten Wert hin, den wir uns zuzuschreiben gewohnt sind: die unverhandelbare Würde des Individuellen.

Zwischen Enge und Masse besteht ein notwendiger Zusammenhang: Masse ist gleich Individuum in der Enge. Ob das Individuum Japaner ist oder Amerikaner, Spanier, Deutscher oder Indonesier, sei unerheblich. Das Leben in spätkapitalistisch organisierten Zeitnot-Kulturen ist ein Leben in Vermassung und Verdichtung. Die Strukturen dieser Ordnung sind auf Atomisierung des Einzelnen in der Masse ausgelegt: Massentransport, Massenkonsum, Massenmedien, Massenarbeitslosigkeit. Untergrundtransfers sind organisierte Massenverfrachtungen; der einzelne Mensch wird zur transportierten Ware. Seine Individualität löst sich auf im Pferch des Waggons. Der Einzelne wird seiner Einzelhaftigkeit beraubt, seiner Menschlichkeit. Er wird Material. Massenmaterial. Menschenmassenmaterial.

Die Abrichtung des Einzelnen auf Massenkompatibilität umschreibt man seit Jahrhunderten mit dem Begriff der ‚Erziehung zum sittlichen Bürger‘. Niemand sagt dem Kind, dass späterhin Angst und Einsamkeit der Preis dieser Erziehung sein wird. Der erwachsene Mensch ist zeitlebens allein, wie vermasst und in der Masse steckend er auch sein mag. Im Untergrund erlebt er als Individuum, wie zersetzend diese Einsamkeit in der Masse ist. Es ist Masseneinsamkeit. Nirgends wird sich das Individuum seiner Einsamkeit in der Masse bewusster als in der gestopften Untergrundbahn. Das Leid an dieser Einsicht furcht sich in die Haut des Gesichts. 26 Muskeln arbeiten an der Mimik des Unglücks, 26 Muskeln zwingen das Gesicht zur Wahrheit: In seiner Entstellung offenbart sich das Antlitz des Wahnsinns, die Fratze des Wahnsinns,

die eine Fratze der Einsamkeit ist. Keine Angst ist größer als die vor Einsamkeit, keine Seelenkrankheit unserer Tage epidemischer als Einsamkeit.

In dem Moment, da der Mensch in den Untergrund steigt, versucht er paradoxerweise, im Verschmelzen mit der Masseneinsamkeit seiner eigenen Einsamkeit zu entkommen. Er flieht in ein inneres Exil und greift zurück auf den Vorrat an Träumen. Hat er keine Träume, wird er die U-Bahn-Fahrt als Zumutung, als Demütigung durch Leere, als Qual der Leb- und Lieblosigkeit erleben. Der Verdichtung der Zeit kommt er nur bei durch ihre Auflösung in der Zeitlosigkeit des Traums. Bestenfalls vermitteln die Träume Geborgenheit, dort, wo die Exzesse des Menschlichen herrschen.

### *Subway Dream 2*

*Ich, könnte die junge Frau denken, entscheide ganz spontan, welchem Gefühl ich mich hingeben will. Entsprechend wähle ich die Wiedergabeliste meines i-pod oder den Titel meiner mp3-Datei. Melancholische Singersongwriter-Songs ermöglichen mir das Schwelgen in Erinnerungen an emotional aufreibende Momente, in denen ich gespürt habe, nicht nur dass, sondern wie es mich gibt. Trashmetal und Heavy neutralisieren durch ihre Aggressivität meine eigenen Aggressionen und sedieren mich. Danach höre ich vielleicht Beethoven oder Mozart oder Chillout in der Mischung aus Ibiza. Vielleicht auch nicht. Ob die Männer und Frauen in meinem Gesichtskreis gezwungen sind, die scheppernde Musik aus meinen Ohrstöpseln mitanzuhören, ist mir egal. Mir ist alles egal. Das ganze Leben ist mir egal. Es geht irgendwie. Es geht immer weiter. Es kotzt mich an. Ich sehe diese ganze Leere in den Gesichtern. Leerstellen, Leergesichter. Musik gibt mir in diesen Momenten Fülle: Sie entführt mich, beruhigt mich, speist mich ein in ihren Rhythmus, leiht mir Kraft und Stärke und ein Überlegenheitsgefühl. Niemand spricht mich an, traut sich, in mich zu dringen, weil niemand das Recht hat, mir mit Wort oder Blick zu sagen, ich hätte mich vom Flow meines Sounds, meines Rhythmus zu entstöpseln. Ich übersetze mich in eine Stimmung, über die nur ich bestimme. Was kann man sonst bestimmen? Das System, das Wetter, die eigenen Gene? Songs, Melodien, Gesänge sind die Stimmen des Vertrauten in der Ausnahmesituation des Untergrunds. Diese Stimmen bestimmen meine Stimmung. Ich trage die Sonnenbrille, weil ich nicht erkannt werden will. Wer in meine Augen sieht, sieht in mein Gehirn. Wer mein sonnenbebrilltes Gesicht betrachtet, sieht mich nicht. Hinter den schwarzen Gläsern erkenne ich den Stumpfsinn meines Lebens. Jeden Tag dieselbe Strecke, dieselbe Station, nie dieselben Menschen. Ich bin mit Unbekannten verbunden, durch sie*

*bin ich mit dem Schicksal verbunden. Die Metro zeigt, wie zufällig, wie lächerlich, wie wenig verbindlich Schicksalsgemeinschaft ist. Nie lacht jemand, nie lache ich. Nie lächele ich.*

*Gleich ist meine Fahrt vorüber. Es werden die einzigen Minuten des Tages gewesen sein, da ich in der gestillten Masse für mich alleine war, da niemand eine Reaktion von mir erwartete, da der Druck abfiel, die Trauer mich schützte. Der Kampf beginnt, wenn sich die Türen öffnen. Wenn die Menschen meine Wege abschneiden, mir meine Räume rauben, sich mir gegen meinen Willen zumuten. Gleich werde ich spüren, wie der Pulsschlag sich erhöht und ich mich auf die Schlacht des Tages vorbereite. Wie ich mich unausgesetzt als Ich beweisen muss.*

### **III. Schutz und Raum**

Im Aggressionsraum des U-Bahnwagens choreografieren sich in aller Stummheit Strategien zur Bewältigung der Exzesse. In jedem Waggon spielt das existentialistische Theater; es mutet an wie ein Kammerspiel des Volkes auf der Bühne, die die verdichtete Welt ist. Der Darsteller ist zugleich Zuschauer. Vielleicht ist er Zuschauer seiner Darstellung. In der Anstrengung, vom Anderen, dem Mitbürger, dem Schicksalsgemeinschaftsopfer, nicht berührt zu werden, entsteht ein Sittenbild der späten Moderne, die zwar im Individuum den höchsten Wert erkennt, in der aber der einzelne Mensch an sich kaum etwas wert ist. Wert hat, was sich verhandeln und konsumieren lässt. Wert hat, was und wer funktioniert. Der Wert des Einzelnen ist an die Zuschreibung seiner Leistungsfähigkeit geknüpft. Wert hat das Verwertbare. Mathematische Funktionsmodelle – Punkte, Preise, Zahlen, Kurven, Linien, Quoten – sind Ausweis der Verwertung des Menschen und einer Ökonomisierung des Geistes, die ohne intellektuelle Durchdringung und ohne höhere Idee von sich auszukommen meint. Er schützt sich durch Leistungssteigerung vor dem eigenen Verschwinden.

Die Räume der Zukunft werden sich verdichten, weil immer mehr verschwundene Menschen immer mehr Raum bevölkern. Die Räume werden zugestellt und verwaltet und müssen, um beherrschbar zu bleiben, überwacht werden. Wer sitzt hinter den Kameras? Welcher Regisseur oder Dramaturg oder Produzent fügt die Bilder zu einer Aussage? Wer schützt und kontrolliert den Raum? Die erbärmliche Abhängigkeit des spätmodernen Menschen von einem übergeordneten Anonymos macht ihn unfrei; nie zuvor in der Geschichte war der Einzelne freier und nie zugleich in seiner Freiheit versklavter als heute. Das Individuum ist historisch scheinbar vollendet und doch auf den Nullpunkt seiner Identität gesetzt. Hat das Ich sich über

Jahrhunderte hinweg aus den Fängen des Wir befreit, ist ihm heute sein Wir abhanden gekommen, vielleicht auch seine Fähigkeit zum Wir.

Der Aufwand des Schweigens, das Vertrauen geschlossener Augen, die Beherrschung des unverwurzelten Körpers – alle Untergrundreisenden haben im Moment ihrer Fahrt ein höheres Ziel, welches das Ziel aller Menschen in der Weltwirtschaftsgesamtverwaltung ist: den Schutz voreinander. Der Mundschutz aus Stoff, die schützende Hand vor den Lippen, das schutzsuchende Fortdrehen des Kopfes, das Aufsuchen kleinster Freiräume von Mitbürgerlosigkeit – Schutzmechanismen sind Selbsterhaltungsstrategien im feindlichen Draußen. Im Alltag angewandt bewahren sie das Individuum einerseits vor der Masse in Mobilität, andererseits vor der Invasion der Erreger – den beiden größten Bedrohungen des Menschen in Friedenszeiten. Der Krieg der spätmodernen Individuen ist ein Krieg um Raum in der Masse – und ein Krieg um körperliche Unversehrtheit, der nur zu gewinnen ist in der Schutzstarre: in der für kurze Zeit winterschlafartigen Meditation.

### *Subway Dream 3*

*Wissen Sie, könnte der ältere Herr seinem Kollegen eröffnen, über die Jahre hinweg habe ich in der Metro stehend gelernt, dem Moment zu entfliehen. Ich hypnotisiere mich, um mich auszuhalten. Ich starre auf die vorüberziehenden Dinge, die, je schneller der Zug fährt, umso dingloser werden. Mein Bewusstsein driftet ab und schwindet proportional zur Geschwindigkeit des Zugs. Wenn sich die Türen verschließen und es kein Entkommen mehr gibt, beginnt ein neues Hypnose-Intervall, und ich stiere wieder in den Raum hinein, ohne etwas zu sehen, aber mein Herzschlag beruhigt sich. Wenn der Tag noch frisch und mein Kreislauf schwach ist, schließe ich die Augen und konzentriere mich auf das stets kraftvolle Surren der Motoren. Ich schließe die Augen, schlafe aber nicht. Es ist eine merkwürdige Lautlosigkeit im überfüllten Wagen. Gewöhnlich spricht niemand, und wer spricht, verletzt den Sittenkodex der Schweigsamkeit. Wir schweigen ja alle. Ich bin froh, schweigen zu können, und bin froh, dass mir Schweigen entgegengebracht wird. Schweigen sichert den Frieden unter uns, denke ich. Ich weiß, dass mein Leben in der Untergrundbahn enden wird. Vielleicht ist es die letzte Fortbewegung vor meinem Tod, jedenfalls wird mein restliches Leben an die Metro geknüpft sein. Ich fahre in meinen Tod hinein.*

*Manchmal drücke ich meine Hand gegen die Scheibe, um das Gleichgewicht zu halten, aber ich spüre weder die Hand noch das Gleichgewicht. Ich füge mich dem stummen Ruf meiner inneren*

*Stimmen und gebe mich der Schwerkraft hin. Es sind Momente, in denen es mir gelingt, mich ohne weitere Hilfe zu betäuben. Nur selten muss ich dafür einen Schritt zur Seite tun. Die Seite meide ich. Von der Seite fliegen unausgesetzt Gerüche herbei.*

#### **IV. Aroma und Verfall**

Im Gefängnistrakt der Metro entfalten sich die Aromen lebender Eingeweide. Nirgendwo direkter zwingt uns der Körper des Mitbürgers zu seiner ungewollten Wahrnehmung als in der Untergrundbahn. Ohne Unterlass ist man dem Atem eines Anderen ausgesetzt. Ob man den Anderen riechen kann oder nicht, ist unerheblich. Wer atmen will, muss es. Wenn nach biologischer Lesart der Geruchssinn unser Verhalten steuert, reagieren wir mit hohem Aufwand an Selbstdisziplin auf die Zumutungen der Gerüche. Der Geruchssinn ist im entwicklungs-geschichtlich ältesten Teil des Gehirns angesiedelt, wo die direkten neuronalen Aufschaltungen von allen Sinnessystemen, besonders den unedlen Sinnen wie Schmecken und Tasten und ganz besonders des primitivsten aller Sinne zusammenlaufen: als ‚niederster‘, gleichsam animalischer Sinn entwickelte sich der Geruchssinn aus dem olfaktorischen Gedächtnis unterhalb der Bewusstseinschwelle, das für das Überleben des Menschen seit seiner weltgeschichtlichen Existenz unentbehrlich war: Er musste toxische von schmackhafter Nahrung unterscheiden, musste den Feind erriechen und Pheromone, die Boten- und Lockstoffe möglicher Sexualpartner, als synchron mit den eigenen erkennen.

Will man im Böenfeld des entströmenden Odems Anderer stehen? Will man erfahren müssen, dass im Magen des Anderen der Vergärungsvorgang von Zwiebeln und Algen, Fisch und Fleisch begonnen hat? Man hat es mit der Übersäuerung des Stoffwechselkranken zu tun, mit dem muffelnden Aschegeschmack des Rauchers, der fruchtig-süßen Ausdünstung des Diabetikers, dem Ammoniak-Aroma des Nierenkranken, dem Zersetzungsgeruch sterbender Lungen, dem Gestank der in Zahnstein gepanzerten Bakterien, der sauren Süffigkeit des durch Hautporen freischwebenden Alkohols. Man wird bedrängt von der ganzen gärenden Hässlichkeit des Verfallens, den Spuren des abgelebten Lebens, die in der Atemluft des Kohlendioxid-Stickstoff-Gemischs in den Raum entfleuchen und sich vermischen mit den vaporisierenden Duftnoten hochkonzentrierter Parfüms und flüchtiger Rasierwasser.

Im Wagen verdrängen die Gase des Vergorenen den lebensnotwendigen Sauerstoff, sie beschlagen die Gläser der Brillen und diffundieren durch die Hauthüllen in die Körper der Ande-

ren. Der Geruch ist, wie der Fingerprint, eine unverwechselbare Aussage unserer leibhaftigen Vorhandenheit. Er ist invasiv, übergriffig und unbesiegbar. Gegen den eigenen Geruch ist man selbst so machtlos wie der Andere es ist. Unser eigener Geruch dringt in den Anderen, ohne dass wir es wollten und verantworten könnten. Manchmal sieht man die Scham derer, die sich vor sich selbst ekeln. Sie halten die Hand vor oder haben um Mund und Nase einen Schutz aus weißem Stoff gespannt oder einen Geruchs- und Erregerschutz, der den Träger ohne weiteres als krank oder pathetisch oder hysterisch aussehen lässt. Im Mundschutz drückt sich neben dem Bekenntnis zur Schwäche und Angst paradoxerweise auch der Allmachtsglaube aus, die Gefahren fernhalten zu können, als ob man sein Leben abriegeln könnte gegen mikrobiische Invasoren und feinstoffliche Aromen. Die Indiskretion der Dünstungen zu ertragen erfordert höchste Diskretion. Niemand will sich seinen Ekel anmerken lassen, niemand begehrt offen auf gegen die Zumutungen des Geruchs. Es gehört zu den Grundgesetzen der Sittlichkeit, Ekelgefühle zu verstecken und zu beherrschen. Der Ekel vor dem Anderen ist ein Ekel vor dem Defekt des Menschlichen. Wer den Ekel nicht beherrscht, kann auch nicht sozialverträglich leben. Als Geekelter bleibt er Opfer der Gerüche, als Opfer ist er tot bei lebendigem Leib. Der Einzelne weiß um seine Verwundbarkeit.

Im Untergrund kommt einem das Fremde im Eigenen – der Landsmann, die Landsfrau – näher als jede einende Flagge, jede einende Hymne, jedes einende Ritual es anzuordnen vermag. Durch seinen Geruch wird der Nationalgenosse zur Bedrohung der eigenen Unversehrtheit. Eingesperrt in einen Käfig mit angelaufenen Scheiben, an die unsere Wange gedrückt ist wie die Lefze des Massentiers an die Transportwand, verliert der Mensch für die Zeit seiner Verfrachtung seine Abständigkeit zum Tier.

#### *Subway Dream 4*

*Ich genieße die Nähe zu den Menschen. Ich weiß, dass es keine echte Nähe ist, sondern eine für kurze Zeit verabredete Zwangsintimität. Dennoch liegt eine gewisse Zärtlichkeit in dieser Nähe, vielleicht, um sich nicht zu verletzen, vielleicht, um den Frost der Entfremdung aushalten zu können. Je älter ich werde, desto verletzlicher werde ich, desto dünnhäutiger und sensibler. Die Enttäuschungen stapeln sich, der Stapel wird jährlich höher, und da sind genügend Momente, in denen ich das Leben nur noch als Ansammlung von Enttäuschungen betrachte, und keine Kraft mehr zur Täuschung aufbringe. Nicht einmal eine Ahnung habe ich davon, ob ich etwas bedeute, ob ich*



*jemandem etwas bedeute. Ich weiß nicht, was ich mir selbst bedeute. Ich finde meinen Wert nicht mehr. Vielleicht bin ich unbrauchbar. Vielleicht sind wir alle unbrauchbar und wissen es nicht oder wollen es nicht wissen.*

*Ich brauche die Wärme der Masse im Waggon, um die Kälte des Systems auszuhalten. Obwohl es sich nicht schickt, suche ich manchmal die Berührung mit Armen oder Hüften. Es sind nur kurze Momente, in denen ich andocke und den Anderen spüre. Ich schäme mich für diese Bedürftigkeit, aber ich kann es nicht ändern. Seit Jahren erkaufe ich mir durch die Metrofahrt die Möglichkeit zu spüren, dass ich einer Gemeinschaft angehöre. Überirdisch streben wir auseinander wie fleischgewordene Zentrifugalkraftquanten. Wir sind isoliert, und es wird uns erzählt, wir seien ein Volk, da wir doch nichts weiter tun als den zufälligen Raum gemeinsam zu bevölkern. Hier unten sollen wir gar nicht erst verbunden sein und sind es dennoch. Diese Nähe zwischen Abstoßung und Anziehung ist so verstörend und faszinierend wie die zwischen Vertrauen und Amok.*

## **V. Kredit und Glück**

Der Mensch von heute ist getrieben. Er hetzt durch das Leben, ohne es zu spüren – es meint das Gehetztsein sowohl wie das Leben selbst. Präziser gesagt hetzt das Leben den Menschen durch sich hindurch. Es hat sich von ihm abgekoppelt und spielt sich auf als eigenes Regime. Der freie Mensch ist Objekt seiner subjektiven Freiheit. Er ist in gewisser Weise zum Systemsklaven verdinglicht. Obwohl er glaubt, seine Lebenswelt in hohem Maße zu gestalten, ist es vielmehr so, dass die Umstände seines Lebens ihn gestalten. Er ist reaktiv. Er reagiert auf Erwartungen, die nicht auf ihn warten, ihn aber auffordern, sie zu erfüllen. Der Mensch von heute gehorcht. Gehorsam ist der Preis seines Wohlstands. Kaum hat der hastende Zeitgenosse ein Ziel erreicht, muss er von vorne anfangen, weil erfüllte Ziele nur Etappen auf dem Weg zu neuen, noch zu erfüllenden Zielen sind. Der Mensch von heute arbeitet, um zu arbeiten. Selten stellt er durch Arbeit etwas her. Wenn er etwas herstellt, dann noch seltener Güter, die ihm selbst von Wert sind. Er hat das Gefühl, Glied einer Kette von Funktionen zu sein, deren Sinn darin besteht zu funktionieren. Fragt er sich, was konkret er will, kommt er zu keiner Antwort. Kann es sein, dass er gar nichts will, obwohl sein Wille nach irgendetwas so unerhört groß ist? Wenn er aber etwas will, von dem er nicht weiß, was konkret es ist, warum will er es dann unbedingt?

Kaum etwas ist ihm verboten und doch fühlt er sich fremdbestimmt. Wer ihn bestimmt, weiß er nicht; was ihn bestimmt, ebenso nicht. Er weiß nicht, was er wissen kann und weiß

nicht, was er wissen soll. Aber er weiß durchaus, dass er nie genug wissen kann und seine Einsicht in das eigene Nicht-Wissen keiner Paranoia entspringt. Draußen, in den Kulissen der Warenwelt, tobt die aphrodisierende Fülle, es blinkt und glitzert, schäumt und jault; das Reich der Dinge ist eine riesige, schlingende, Konsumkinder gebärende Vagina, und er, der Mensch von heute, kann sich den Verführungen nicht hingeben, weil er keine Kraft mehr zur Hingabe hat. Wer sich nicht hingibt, gibt nicht. Ist der Mensch von heute nichts weiter als ein blutleerer Nehmer? Der Verbraucher eines Lebens, das gar nicht seines ist?

Aus der Trauer über die feindlichen Umstände generiert sich der tötende Blick. Man kann ihn nicht gleich erkennen, aber man kann davon ausgehen, dass er sich tausendfach geschickt maskiert. Jeder Blick, der kein direkter ist, jeder als eindringender Blick verweigerter, könnte dennoch ein tötungswilliger sein. Kreuzt der eigene Blick den tötenden Blick des Anderen, kann man nur noch hoffen und vertrauen, dass der Sittenkodex der Wolfszähmung noch Bestand hat. Der Andere ist mein Wolf. Was hält ihn, den wir nie zuvor gesehen haben und vielleicht nie wieder sehen werden, in jenem Moment, da er für sich und also im Leben per se keinen Sinn mehr sieht und es mir und jedem Anderen rauben könnte, was hält ihn vom Amok ab? Ist es die Achtung vor der Kreatur? Die Angst vor der Strafe? Die archaische Liebe zum Überleben? Der Glaube an einen transzendenten Richter?

Welch Energien doch nötig sind, die eigene Zerstörungswut zu zähmen! In der Unbeweglichkeit der Fratze offenbart sich die immense Energie zur Beherrschung der eigenen Affekte. Das animale, das Tier, in sich zu bändigen, das Unsublimierte, Unzivilisierte, Wilde, Überschäumende, aus sich Drängende – all das derart zu domestizieren, dass man stumm und angewurzelt auf einem halben Quadratmeter Untergrundbahnwaggon verharret und um sein Leben kämpft, fordert einen enormen Aufwand an Verleugnung. Die eigene Tötungsabsicht sozialverträglich zu bändigen ist nur möglich durch die größte Investition, die wir zu tätigen haben: Vertrauen. Ohne Vertrauen in den Anderen und das Andere und also in die Welt ist das urbane Leben nicht mehr möglich. Kein System in der über Subsysteme organisierten Lebenswelt, weder das Werte-, noch das Wirtschafts- noch das Glaubenssystem, funktioniert ohne Vertrauen in ihre Legitimität.

Die Funktionsgleichung der kapitalistischen Ordnung heißt: Kredit gegen Schuld in Zeit. Der Mensch rennt seinem Glück grundsätzlich hinterher, wenn er zur Voraussetzung seiner Erfüllung den Kredit gewählt hat. Als urbaner Zeitgenosse dem Glück hinterherrennen heißt:

im Untergrund stehen. Zeitgenosse sein heißt: Zeit gewinnen müssen. Zeit ist der Kredit des Glücks. Ohne den täglichen Weg durch den Untergrund kann der spätmoderne Zeitgenosse seine Glückspflicht nicht erfüllen, die darin besteht, dass seine Lebenszufriedenheit an die Funktionsfähigkeit des Systems gekoppelt ist. Wer nicht funktioniert, ist austauschbar. Wer austauschbar ist, wird nicht gebraucht, wer nicht gebraucht wird, ist kein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft. Wer das spürt, könnte Amok laufen. Der Amokläufer in blinder Wut auf das vertane Leben markiert auf sensationelle Weise den äußersten Regress einer funktional zivilisierten Gesellschaft in ihre archetypischen Reflexe: In der martialischen Siegerpose rächt sich das Individuum für den Verlust an Aufmerksamkeit und die scheinbare Verkennung seines Selbstwerts durch die Gemeinschaft.

Der Mensch als pro-soziales Wesen vertraut, dass er vom Anderen als ebenso zurechnungsfähige Person anerkannt wird wie er den Anderen als berechenbare Person anerkennt. Dieses Ur-Vertrauen macht den metropolitanen Menschen massenfähig. Vom Unglücksverdacht erlöst es ihn nicht. Wer es nicht gelernt hat, dem Anderen im Pferch des Waggons grundsätzlich zu vertrauen, wird den Anspruch des Lebens an sich nicht meistern.

Das Un-Glück des Metro-Reisenden besteht tragischerweise im ausbleibenden Glück. Das Vertrauen erhält keinen Wechsel auf Verheißung. Zurück bleibt am Abend eines hochtourigen Tages nur die legendäre Müdigkeit. Diese Müdigkeit des Lebens ist Lebensmüdigkeit. Jährlich begehen allein in Japan über 30.000 Menschen Suizid.

### *Subway Dream 5*

*Wie jeden Morgen sehe ich mich im Spiegel des Metrofensters. Ich sehe mich und sehe: Mehr als ich ist nicht drin. Mehr als das, was ich sehe, ist nicht zu holen. Ich bin ausgelebt. Ich sehe mich und weiß: Das war es. Das bin Ich gewesen. Das Werden, Wachsen, Gedeihen, Hoffen, Sehnen, die Jugend, das Leben: vorbei, vertan. Als nächstes kommt der Tod. Zwischen mir und meinem Tod ist nichts als Verfallsverwaltung. Das Sterben ist in vollem Gang.*

### **VI. Da capo**

Der zeitgenössische Mensch steht jeden Morgen auf, um jeden Tag lang den Ansprüchen gerecht zu werden, die das Leben ungefragt an ihn stellt. Er erhebt sich morgens, um am Abend festzustellen, dass der bewältigte Tag ihn überwältigt hat. Jede Woche ist das so, jeden Monat. Zur

Ruhe kommt der Mensch von heute selten, obwohl ihn kaum noch etwas bewegt. Auch wenn er ständig in Bewegung ist, lässt er sich von nichts mehr bewegen. Der Mensch von heute hat kein Gefühl für sich, aber durchaus das Gefühl, nirgends mehr anzukommen. Er ist immer Zweiter. Zweiter sein, also Scheitern, ist das letzte Tabu in einer fast vollständig enttabuisierten, zwanghaften Siegerkultur. Wer scheitert, ist nicht. Er ist nicht von Wert. Die zufällige Untergrundgemeinschaft der Metro als repräsentativer Querschnitt der Siegerkulturordnung ist unter anderem eine Ansammlung von Sozialphobikern und Angstpatienten mit prototypischem Karriereverlauf: Druckzuwachs, Überlastung, Selbstüberschätzung, Stresspegel-Überschreitung, Burn-out, Panikattacke, soziale Isolation, Angst- und Erektionsstörungen. Schließlich Angst vor der Angst. Die Stimmen des Erschöpften, Verletzlichen, Wütenden, Gekränkten, Melancholischen, Traurigen, Peinlichen, die Momente der Schwäche und Verzweiflung, kurzum: Gefühlsregungen, die die Vitalität und den Wert des Menschen ausmachen, entsprechen weder dem Sog des Ökonomischen noch der Funktionstüchtigkeit, die dem Einzelnen keineswegs freie Wahl lässt, sondern ein Zwangsregime ist, das die Allzumenschlichkeit erstickt. Was aber tun mit den Opfern einer Ordnung der Sieger, mit all den Ausgebrannten, Verunsicherten, Ausgeschlossenen, die zu Massen anschwellen, Aufstände ausrufen und den sozialen Frieden aufkündigen könnten?

Wenn der Mensch entmenschlicht ist, dräut der archaische Kreislauf aus Gewalt und Gegengewalt, Rache und Ranküne, der zivilisatorisch nicht mehr bezwingbar ist und sich bei entsprechender Perspektivlosigkeit der Akteure in bürgerkriegsähnlichen Eruptionen entladen könnte.

Die entscheidende Frage in Zukunft lautet: Wer braucht gerade mich? Der Mensch will gebraucht werden, darum geht es im Leben. „Um verlässlich zu sein“, schrieb der französische Philosoph Emmanuel Levinas in besseren Tagen, „muss man das Gefühl haben, gebraucht zu werden; um das Gefühl zu haben, gebraucht zu werden, muss dieser Andere auf uns angewiesen sein.“ Das unbedingte Angewiesensein auf den Anderen, ohne ihn zu kennen, damit man selbst man selbst sein kann – dies begründet die unlösbare Tragik des Individuums unserer Tage.

Copyright © 2010 Peperoni Books

Copyright © Photographs: Michael Wolf

Copyright © Essay: Christian Schüle

Design: Hannes Wanderer

Druck:: bookfactory, Bad Münde

[www.peperoni-books.de](http://www.peperoni-books.de)

[www.photomichaelwolf.com](http://www.photomichaelwolf.com)

**PEPERONI BOOKS**



# TOKYO COMPRESSION MICHAEL WOLF

**Michael Wolf**  
**Tokyo Compression**  
Essay by Christian Schüle  
112 Pages  
75 Full Color Images  
20 x 25 cm  
Hardcover  
English  
ISBN 978-3-941825-08-6

asiaone  
PEPERONI BOOKS